Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 24

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]

Autor: Aeby, Alfons

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644010

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Nr. 24 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

13. Juni 1936

Juninacht. Von W. Wolfensberger.

Der Abend im Verblassen Rief lichtermüd die Nacht herauf, Und ihre Hände lassen Den schwarzen Schleppen freien Lauf. Sie decken rings im Lande Umschattend jedes Lichtlein zu, Was je im Lichtgewande, Begehrt jetzt still nur Ruh, nur Ruh.

Groß ob der Erde feiert Die Nacht in stiller Herrlichkeit, Und nur ein Nebel schleiert Im Grunde wie ein scheues Leid.

(Aus "Lieder aus einer kleinen Stadt".)

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

Lothar betrat die kleine, mit Tannästen und Papierrosen geschmuckte Rednerbühne.

Seine hohe Gestalt ragte weit über die Brüstung hinaus. Er berührte sie kaum mit den Fingerspiken; er mußte sich büden, um die Sand aufstützen zu können.

Zu Duhend Malen hatte er Reden gehalten, ohne Lampenfieber und ohne das Gefühl des Unvermögens seiner Worte. Diesmal fühlte er sich unsicher. Fast befiel ihn eine körperliche Schwäche, auch weil er nicht recht gefrühstüdt hatte. Aber nur kein Versagen jeht. Er klammerte die Finsger um die Lehne, mußte sich vorneigen und seine Saltung erhielt dadurch etwas Angriffiges. Er sah verschwommene Gesichter und unterschied nur ein Antlitz genau, dassenige des Statthalters, der ihm mit gerecktem Halse volle Aufsmerksamkeit schenken wollte. Das gab ihm Mut.

"Liebe Kollegen", sagte er schlicht, alle andern Titus laturen übergehend. Seine volle Stimme beherrschte die Versammlung.

Er besprach in kurzer Einleitung den Wert der Lehrersvereinigungen, wenn sie getragen seien vom Geiste der Sammlung neuer Ideen für die Erziehung, gehoben von der gegenseitigen Ermunterung, verklärt vom Austausch neuer, offener Meinungen und geheiligt von der Freiheit des edlen Menschens und Christentums. Dann geißelte er die Fehler der alten Schulung, das Formelwesen, den Gesdächtniskram, die Drillerei, die Rücksichigskeit der Strafsmaße, die einseitige Lernschule. Dann fuhr er mit seinen

eigenen Batterien auf. Er verlangte Einstellung und Anspassung des Programms ans Leben, die Entfernung der Inspektoren als Ausseher und Schulvögte, die völlige und einzige Uebertragung der inneren und äußeren Anlage der Schule, des Stoffes und der gesamten Erziehung an den Lehrer, der den Eltern und dem Staate direkt und ohne Zwischenglied verantwortlich sei. Er verlangte Arbeitsschule, Handsertigkeitsunterricht, Pflege des disziplinierten Sportes als Schulung für die Gehirnvorgänge. Er verlangte Erhöshung der Besoldungen, dafür Untersagen des rein erwerdsmäßigen Nebenberuses, Ausbau der Lehrerseminarien mit Einschluß der Universität und formte den Schluß seiner immer feuriger und weitblickender sich entfaltenden Rede zu einem Hymnus auf die von Liebe und Güte durchtränkte Mutters und Arbeitsschule.

Brausender Beifall belohnte die Rede.

Aber die neuen, oft fast verwegenen Ideen forderten gleich zur Kritik heraus. Manche stocherten an dem feinmaschigen Gewebe herum wegen des Schmuckes und Schwunsges der Sätze und wegen des keden, oft fast sarkastischen Humors.

Mit einer Forderung waren alle Lehrer einverstanden, das war das Berlangen nach höherer Besoldung.

Aber gegen das weitschichtige neue Programm waren vor allem die Behörden und die geladenen Schulfreunde.

Diese Pläne für die Schule der Zukunft waren Traumsgebilde. Warum die Macht des Staates schwächen? Wars

24

um den Vorgesetten die Mühewaltung wegnehmen? War= um sollten die Inspektoren verschwinden? Satten sie nicht je und je ihre Pflicht getan? Warum sollten die Lehrer das Programm selbst aufstellen? Waren sie hiezu genügend vor= gebildet und auf die staatliche Idee gesichert genug einge= stellt? Ronnte man ihnen eine solch psncho-padagogische Wichtigkeit anvertrauen? War es nicht gefährlich, ihnen die Besoldung zu erhöhen und sie noch selbständiger und eigensinniger zu machen? Reine allgemeinen Schulgebote mehr? Wie konnte man da überhaupt noch von staatlich ernannten Lehrern sprechen? Wie sollten die Lehrer die Rinder bandigen können, wenn sie nicht mit dem Schulinspettor und mit dem Examen drohen konnten? Wozu überhaupt dieser Umsturz in der ganzen bisherigen, so ge= ordneten Schuleinstellung? Was müßte das wieder für Geldsummen verschlingen? Man würde von den Steuern erwürgt? Uff, uff!

Auch einzelnen Lehrern gingen die Forderungen zu weit. "Mumpiz, wozu das Neue, wenn man mit dem Alten so gut gefahren ist", brummten Alte. Bei dem Begehren auf erweiterte Lehrerbildung lief jungen Lehrern und answesenden Kandidaten das Gruseln über den Rücken, lagen ihnen doch die Seminarjahre wegen der sich ins Unsgeheuerliche entwickelnden Mathematik wie Blei im Kopf und vielsach auch im Magen wegen der kartoffelreichen und fleischmageren Internatskost.

Die Inspektoren hatten ein gurkensaures Lächeln in den Mundwinkeln, weil sie zum alten Eisen gelegt werden sollten und doch so unentbehrlich sich fühlten.

Und ber Statthalter!

Wer hätte sich vermessen wollen, aus dieser Diplomatenmiene eine Billigung oder ein Mißfallen herauszulesen.

Die Spannung straffte sich wie das ausgestreckte Zeltstuch über den erhitzten Köpfen der Lehrer, denn schon spensbeten die Ehrenflaschen freigebig ihre Köstlichkeit.

Plötlich verstummte das brausende Geplauder.

Es schien, als wäre das jubelnde Festschiff auf eine Sandbank gestoßen. Aber dem war nicht so. Ein neuer Kapitän bestieg die Kommandobrücke und verkündete neue Losung.

Statthalter Waldauer stand auf der Rednertribüne. Er ragte nur mit der halben Gestalt aus dem grünen Kasten. Er vermochte die Hände bequem auf die Brüstung zu stüßen.

"Liebe Lehrer, verehrte Schulinspektoren, werte Freunde der Schule, meine Herren!"

Das war eine staatsmännische Anrede, und schon die schenkte befreiendes Aufatmen.

Des führenden Mannes Stimme klang wie Schläge auf Stahlplatten, und seine Sätze waren selber aus Stahl, eingefügt wie in ein Zementgebäude mit kargem, modersnem Schmuck, für jedermann verständlich und erfaßbar.

Er sprach von der Pflicht und Aufgabe des Staates, für die Erziehung des engern und weiteren Vaterlandes besorgt zu sein, von der Vildung des Menschengeschlechtes im weitesten und besten Sinne. Er pries keine besondere Methode und keine einseitige Richtung. Er lobte das Ackerwerk der Vergangenheit und die Früchte der Gegenwart als Sa-

men für die Zukunft. Er lobte die prächtigen Schulen des Landes. Er lobte die tüchtigen Lehrer, die gewissenhaften und absolut notwendigen Schulinspektoren. Er lobte die verständigen Pfarrer als Freunde der Schule und Lehrer. Er schilderte den Aufwand des Staates für die Hebung der Rultur und belegte und begründete seine Ausführungen mit der Statistik und der unwiderlegbaren Wucht der Jahlen. Er widmete hohe Worte der Akademie und der Universität. Eine Elite von Gebildeten sei granitenes Fundament eines geordneten Staates. Wissen sein Sinne, sei Licht von oben, das grünen lasse und zum Firmament hochziehe.

Und das Gebilde seiner neuklassischen Rede, diese seige gegossenen Blöcke, steigerte sich zu einem Gefüge, das unserschütterlich wurde, das sich aufbaute wie ein Amphitheater und darinnen als Arena die Schule, sest umschlossen wom Staate, vom unverrückaren System verankert und verkittet durch Aussicht und Unterordnung, durch ein rückaltsloses Opfern für die Allgemeinheit, einer für alle und alle für einen. Und den mächtigen Ausbau seines Kolossenskrönte er mit einem dreisachen Hoch auf das Baterland, die Familie und die Schule.

Tosender, endloser Beifall braufte los.

Man erhob sich, trank sich mit dem Ehrenwein zu und strahlte vor Begeisterung. Das Programm für Erziehung und Unterricht war für ein paar gute Jahrzehnte neu gespräat.

Lothar ließ den Kopf hängen. Kein Hinweis auf seine Ansprache. Und doch war der Eindruck seiner Worte vernichtet, seine Ideen ausgetilgt. Dem Statthalter gehörte die Macht und die Kraft und die Herrlichkeit.

Die Lehrer um Lothar lachten und lärmten: "Feiner Redner! Teufel, wenn der Alte abgibt, wissen wir, wen wir haben. Schneidig wie ein Tranchiermesser."

Und sie trösteten Lothar: "Du hast freilich auch glänsend geredet, Kollega, prost."

"Aber er glänzender, er ist Statthalter, er ist im Besite eines höheren Hutes, er trägt einen Inlinder. Rollega Lothar, merk es dir, der Kleine ist dir über den Kopf gewachsen."

Der so spottete, war Lehrer Werner Lentner. Seit er mit einer reichen Mitgift verheiratet war, hatte sich prozentual zu seinem Fettansatz auch sein Humor entwickelt.

Lothar sah den Spötter mitleidig an und sagte geruhsam: "Richtig, ich bin ja nur euer Rollege, aber ein Unterschied ist doch in dem Gesprochenen."

"Welcher Unterschied, Lothar?" rief ein kleiner Besstalozzi, "mach einen Witz. Du bist lang und er kurz, du bist dünn und er ist dick, er hat die Farbe und du hast die Form."

"Bat und Patachon", lachte Lentner.

Aber Lothar schüttelte den Kopf. "Es ist dies", sagte er, "ich habe für euch geredet und er wider euch."

"Du bist natürlich nicht einverstanden mit dem, was er gesagt hat?"

"Nein."

"Feindliche Brüder also?"

"Wie ihr zu mir."

"Schwatz kein Blech", sagte Lentner, "Lothar, hallo, zur Gesundheit. Du wirst steigen. Du hast Ideen, du kannst

ihnen da oben gefährlich werden. Man wird sich um dich reißen, dich befördern. Wenn einer einen solch rethorischen Bruder hat, einen Casar, und selbst ein Cicero ist —."

"Schweig", herrschte Lothar.

"Steig nochmals, Lothar", stichelte einer. "Berteidige beine Ansicht. Replik, wir klatschen dir Beifall. Wir sind in Stimmung, eine Tollheit zu beginnen."

"Besser wäre, ihr hättet die Bernunft, etwas Gescheites zu unterstüßen", mahnte Lothar.

Ein Lehrer des Ortes hatte einen Wit aufgestöbert. Er hatte ein Geschichtsbuch geholt und bot Hodlers Rückzug von Marignano herum. Die beiden den Rückzug dekstenden Krieger sollten die beiden Waldauer sein; der lange mit der erhobenen Hellebarde: Lothar, und der andere in der Halbwendung, der Kleine, Stiernackige mit dem gesfällten Beil: Karl, der Stadthalter, zwei Eidgenossen.

Lothar betrachtete das Bild lange, er liebte diese krafts volle und kühne Runst Hodlers, und sagte dann: "Richtig, selbst diese geschlagenen Eidgenossen waren noch Helden, was ich nicht von der Mehrheit meiner Kollegen behaupten könnte."

Bild und Wit machten die Runde, und die Lehrer hoben die Köpfe und lachten, wenn auch in Rücklicht auf den Statthalter ein bischen zurüchaltend.

Ein Bertrauter schob das Bild Karl Waldauer zu, der sich nach dem Aufsehen erkundigt hatte. Er betrachtete es flüchtig und sagte: "Die Herren Lehrer haben viele Ideen, zuweilen ist eine gut."

Da unterblieb weiterhin der Scherz.

Lothar schritt mit seinem Freunde Fridolin heimwärts. Er war verbittert und traurig.

Lehrer Holzer sah die Not seines Kollegen und ersmunterte: "Lothar, du darsst dich nicht bedrücken lassen, die meisten Lehrer stimmen dir innerlich zu."

Lothar lachte bitter: "Ich möchte weinen über meine Kollegen. Keiner hatte den Mut, offen zu meiner Sache zu stehen. Wenn ein politischer Führer nur mit der Peitsche knallt, trabt das Gespann."

"Sier hatte es keinen Sinn, dem Statthalter zu widers fprechen", bemerkte Holzer, ganz eingemummelt in die Welt der Nachgiebigkeit.

Lothar sprach aus tiefem Iammer: "Hat es überhaupt einen Sinn, daß wir als Menschen fühlen, denken und auch reden. Wir sind ja Sklaven."

"Jede Staatskrippe füttert mit eigenem Hafer", bes merkte Fridolin heiter. "Selbst unsere älteste Demokratie duldet keine Steppenpferde. Ich möchte dir raten, Lothar, suche mit deinem Bruder einen friedlichen Ausgleich."

"Ich opfere meine Ueberzeugung nicht um ein Linsen-

"Der Leidende bijt du. Auch deine Familie leidet dars unter."

"Der Statthalter und ich sind wohl Räder desselben Wagens, aber die Geleise, die wir eingraben, kommen nie zusammen."

"Nach außen muß Frieden werden. Das kann nicht so weiter gehen. Du reibst dich auf. Nächstens erhalten wir unsere neue Bezirksschule. Unsere Konferenz will dich als Lehrer vorschlagen, da mußt du Frieden geschlossen haben."

"Ich kann nicht."

"Du mußt!"

"Er hat mich heute im Innersten getroffen und meine Kollegen waren seine Spießgesellen."

"Der Witz vom Rückzug von Marignano war köstlich. Ihr gleicht wirklich diesen tapfern Recken, zwei truzige Eidsgenossen."

"Bergegenwärtige dir das Bild", sprach Lothar lebhaft. "Mir hat es den Eindruck erweckt, als lägen die beiden Eidsgenossen in Fechterstellung gegeneinander. Der Lange hält die Hellebarde hoch, er ist in der Berteidigung; der Kleine dagegen nimmt eine solche Position ein und hält das Beil so, daß man vermuten kann, er ziele damit auf den Langen. Wenn die Waffe niedersaust, liegt der Lange in seinem Blute. Das ist mir bedeutungsvoll für die Zukunft. Warte das Ende ab."

"Sei kein Pessimist, Lothar", mahnte Fridolin nachdrücklich und beschäftigte sich mit Gedanken, die er jetzt nicht zu äußern wagte. "Lothar, denke an deine Familie. Die steht dir am nächsten. Du verlierst, ob allem Grübeln für die ideale Sache der Lehrerschaft das Nächste aus dem Auge, deine Familie!"

"Wie das?" fragte Lothar plötlich voll Argwohn. Fridolin fuhr zusammen. Vor ihm stand wieder der iunge Lehrer Waldauer, wie er sich in temperamentvollem Feuer Römerswyl vorgestellt hatte, sich durch sein Draufzgängertum manche Feindschaft zugezogen und sich doch endlich durch seine guten Eigenschaften Anerkennung erworben. Wie kläglich war der sieghafte Zugendmut zusammengebrochen, durch diese unglückliche She, die durch die Antreue der Frau einer Katastrophe entgegengehen mußte. Lothar schien vom Betrug noch nichts zu ahnen, sonst würde er sich nicht für Ideale so opfern können und sie zu seinem Schaden bekennen. Für heute war des Leidens und Mißerfolges übergenug.

Das Mitleid um den Freund verschloß Fridolin den Mund. Ausweichend sagte er: "Ich wiederhole, was du mir einst gesagt hast, auch wir Lehrer müssen mit beiden Beinen im Leben stehen."

Lothar nidte schmerzlich zustimmend.

27. Rapitel.

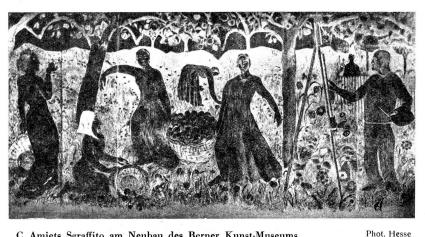
In der Villa des Direktors Hollmann waren die Empfangsräume mit Rosen festlich geschmückt.

Man erwartete den Besuch des Statthalters Karl Waldauer, des Berlobten von Fräulein Claire.

Sie hatten sich in der Stadt kennen gelernt. Ein paar Tanzabende, kurze Gespräche; seinerseits ein unumwundener höflicher Antrag, ihrerseits ein Erschrecken, und dann die Zusage unter Vorbehalt der Einwilligung von Papa.

"Selbstverständlich, liebwertes Fräulein", erklärte der Statthalter mit seiner sonoren Stimme, "werde ich in aller Form an Ihren Herrn Vater schreiben. Es soll ja keine politische Heirat sein."

"Meinerseits nicht", scherzte sie, aber ihr Herz empörte sich gegen die Aeußerung. Das war der Bruder jenes Mannes, den sie geliebt, und dem ihre Gedanken in Mitleid noch immer zuflogen. Sie liebte den neuen Werber nicht wie



C. Amiets Sgraffito am Neubau des Berner Kunst-Museums.

damals den Lehrer, aber ihr gequältes Berg hoffte in der Wahlverwandtschaft Befriedigung zu finden.

"Politik der Ehe, das heißt sich verstehen", sagte der Statthalter überlegen lächelnd, "wir werden uns bestimmt verstehen, Fräulein Claire."

Sie nidte ernst. Und der Politifer dachte, "welch ein Weib, welch ein Gewinn, welch ein Sieg, wenn gum großen Bermögen auch der Landbote in mein politisches Lager segelt."

Die blaue Limousine des Statthalters Waldauer fuhr punkt zwölf bei der Billa Hollmann vor.

Der Direktor empfing ihn. Der Statthalter dankte für das Jawort. Der Direktor lächelte verbindlich und führte den Gast in den Salon, wo eben durch die zweite Türe Claire eintrat. Ein smaragdgrünes Samtkleid verlieh ihrer schlanken Gestalt vollen Reiz und reife Schönheit.

Rarl ging auf sie zu und füßte sie. Es war eine steife Feierlichkeit in seinen Bewegungen.

Man begab sich zu Tische. Die Tafel war überreich. Das Gespräch wollte sich erst nicht entfalten. Hollmanns erinnerten sich, daß schon ein anderer neben Claire gesessen, mit angenehmen Bewegungen, einem plauderfrohen Mund und hellbegeisterten Augen, mit oft leiser Schwermut in den Zügen, Lehrer Waldauer. Nun saß der Bruder da, von anderem Wesen und anderer Art, mit berechnenden Gesten, hartem Ropfe und wulstigen Brauen, ganz ein Herrscher und verkappter Inrann.

Auch Karl wußte darum. Sein Spürsinn hatte das Berhältnis von Claire und Lothar aufgestöbert, aber daß er nun der Gewinner war, genügte ihm.

Claire biß sich auf die Lippen und verkrampfte heim= lich die Finger; ihr Gesicht aber lachte, das Leben wollte (Fortsetzung folgt.) durch Leid erstritten sein.

C. Amiets Sgraffito am Neubau des Berner Kunst-Museums.

Wenn wir durch die Verdinand Sodler=Strafe gehen, so überrascht uns der sonderbare Wandschmud, der an der Fassade des Erweiterungsbaues des Runstmuseums innert weniger Tage entstanden ist. Wir bleiben stehen und be=

trachten diese Wand in der Meinung, daß hier ein Wandgemälde in rohen Linien vorgezeichnet. rundiert wurde, und jeder, der rasch porbei geht, wird diesen Eindruck des Unfertigen mitnehmen, ohne jegliche Berbindung mit diesem Sgraffito erhalten zu haben. Wer aber davor stehen bleibt und diese Wand näher betrachtet und die in sie hinein geritten Linien auf sich einwirken läßt, der wird für seine Mühe auch voll belohnt werden. Eine ganze Welt erscheint allmählich vor unserem Auge und begeistert uns für das Wert, das in so primitiver Ausführung uns doch so vieles vermitteln vermag. Wohl möchten wir erst einige Farben auf das Sgraffito gesetzt sehen, dies Grün der Matten, das Rot der Aepfel, und das Gelb der Sonnenblumen, wie wir sie bei Amiet kennen. Aber auf diese Möglichkeiten mußte der Rünstler verzichten, und wenn wir das Entstandene trotdem als Runstwerk würdigen

dürfen, so zeugt dies umsomehr von der Vielseitigkeit seines Schöpfers.

Ein Runstmuseum beherbergt viele Gemälde. Es ist da= her nicht nötig, daß ein solches Gebäude schon außen mit Malerei versehen wird, doch darf der Vorübergehende in schlichter Weise durch ein Runstwerk auf die Art des Gebäudes aufmerksam gemacht werden, und dies ist im vorliegenden Falle umso freudiger geschehen, da große Mauerflächen nach Belebung riefen. Rein Bild prangt nun da, sondern gleichsam eine Vision, die Erinnerung an ein Bild, das wir erst erobern mussen, Stud für Stud, bis wir das Ganze überbliden und verstehen können. Das Sgraffito zeigt uns einen Erntetag im Obstgarten. Es läßt sich in seinem Aufbau in einen größern Mittelteil und je einem Seitenstüd teilen, die wiederum inhaltlich voneinander verschieden sind.

Im mittleren Teil erkennen wir vier weibliche Gestalten. Die eine hat sich auf den Rasen niedergelassen, um auf der Erde liegende Früchte in den leeren Korb zu sammeln. Eine andere im Sintergrund budt sich, während die zwei, die das Mittelfeld beherrschen, mit fraftiger Gebärde den bis über den Rand mit Obst angefüllten Korb forttragen.

Im linken Teil seben wir eine weibliche Figur, Die soeben hergekommen ist und den ersten Apfel in der Hand hält. Aber sie hält diese Frucht nicht so, als ob sie sie in den Korb legen oder essen wollte, nein, sondern als ob sie ein Rleinod wäre. Diese Gestalt erkennt das Geschenk, fühlt und bestaunt das Wunder des Blühens, Wachsens und Reifens, empfindet und zeigt Dankbarkeit der Natur gegenüber, im Gegensatz zu den mittleren Figuren, für die das Ernten Selbstverständlichkeit geworden ist.

Auf der rechten Bildseite sehen wir den Rünstler selbst, wie er vor seiner Staffelei steht. Auch er erntet, sammelt, wenn auch auf eine andere Art und Weise. Er malt die Gruppe des Mittelteils, wie er sie sieht; aber er zeigt noch darüber hinaus — und das kommt in der linken Bildseite zum Ausdrud, wo das Mädchen den Apfel verehrt — daß er auch Gefühlsmäßiges, innerlich Erlebtes und Geschautes wiederzugeben vermag.

Es ist aber nicht nur dieser Inhalt, sondern auch der wohlausgeglichene Aufbau und die frische Linienführung, die wir schätzen. Das Gras flammt gleichsam aus der Erde heraus, und diese Kraft der Linien geht über in die Gestalten der Menschen, steigt empor in die Bäume, beruhigt sich im Astwerk, sammelt sich in der Frucht, die dann zur Erde fällt, den Rreislauf schließend ...

Wenn wir nun in Betracht ziehen, wie vieles uns dies unaufdringliche Werk zu sagen vermag, so muffen wir 311geben, daß dank der geschickten Ausführung und dem sinnvollen Inhalt die Fassade des Runstmuseums würdig befleidet wird. -